



Sarah A. Denzil

SILENT CHILD

Nur dein Kind
kennt die Wahrheit

Weltbild

Silent Child –
Nur dein Kind kennt die Wahrheit

Sarah A. Denzil lebt mit ihrem Mann und ihrer Katze in Yorkshire, wo sie die malerische Landschaft und das eher unberechenbare Wetter genießt. Sie liebt es, spannende psychologische Romane mit vielen Wendungen zu schreiben. Zu ihren Büchern gehört der Bestseller SILENT CHILD, der 2017 eines der zehn meistverkauften E-Books in Großbritannien war. Ihre Bücher wurden in mehrere Sprachen übersetzt und stehen regelmäßig auf den Bestsellerliste.

Sarah A. Denzil

Silent Child –
Nur dein Kind kennt
die Wahrheit

Aus dem britischen Englisch von
Katja Hald

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel *Silent Child*.



Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Sarah Denzil

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2022 by

Bastei Lübbe AG, Köln

Übersetzung: Katja Hald

Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München

Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© KawaiiS, Mr Dasenna,

Tracey Jones Photography)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-98507-558-4

*Gewidmet all jenen,
die niemals aufgeben.*

An dem Tag, als ich Aiden verlor, habe ich begriffen, was es bedeutet, die Kontrolle zu verlieren. Die Menschen reden ja ständig davon, die Kontrolle zu verlieren, aufgrund von Alkohol oder Drogen, aus Leidenschaft oder bei einem Wutanfall. Doch keiner von denen weiß, wie es wirklich ist, die Kontrolle zu verlieren, und ich rede hier nicht von der Kontrolle über meine Gefühle, sondern über mein *Leben*. Damals brach alles um mich herum in sich zusammen, während ich nur dastehen und machtlos zusehen konnte.

Ich habe gehört, dass es heißt: Man kann immer nur sich selbst und das eigene Verhalten kontrollieren, niemals jedoch die äußeren Lebensumstände. Das Verhalten anderer Menschen lässt sich im Gegensatz zum eigenen Handeln nicht kontrollieren. Das ist die große Tragödie unseres Lebens. In einem Moment ist noch alles perfekt, und im nächsten liegt alles in Trümmern, weil sich Vorkommnisse um uns herum ereignen, auf die wir keinen Einfluss haben. Was soll man glauben, wenn einem das eigene Kind genommen wird? Dass es Schicksal war? Gott? Pech? Wie soll man weiterleben?

Was die Geburtslotterie anbelangt, hatte ich eigentlich Glück. Ich wurde in eine ländliche Idylle hineingeboren, die einen leicht zu dem Glauben verleitet: *Mir wird niemals etwas Böses widerfahren*. Mag sein, dass die täglichen Nachrichten voll waren von Schusswaffen und Gewalt, aber

nichts dergleichen passierte jemals in Bishoptown-on-Ouse. Wir lebten dort wie in einem Gemälde von John Constable, eingebettet in eine weitläufige Landschaft aus Bruchsteinmauerchen und ausladenden grünen Hügeln und Weiden. Wir waren sicher und geborgen. Zumindest dachte ich das.

Am einundzwanzigsten Juni 2006 schlüpfte ich nachmittags gegen zwei Uhr in meine gute Regenjacke und ein Paar Gummistiefel und trat hinaus in das schlimmste Unwetter, das Bishoptown-on-Ouse seit 1857 erlebt hatte. Das kleine Landhaus, in dem ich mit meinen Eltern und meinem sechs Jahre alten Sohn Aiden lebte, stand ein wenig zurückgesetzt an einer recht ruhigen Straße, und als ich nach draußen ging, wurde ich von der Stärke des vorüberströmenden Wassers überrascht. Es schlug mir gegen die Gummistiefel und spritzte hoch bis zu meinen Leisten. Mein Herz schlug sofort schneller, weil ich mir Sorgen machte, ob ich es überhaupt bis zur Schule schaffen würde. Die Lehrer hatten in einem Rundruf alle Eltern gebeten, ihre Kinder abzuholen, denn in der Schule drang der Regen bereits durchs Dach, und es bestand die Gefahr, dass die Ouse über die Ufer trat. Es war zwar Starkregen vorhergesagt worden, aber mit diesen Wassermassen hatte niemand gerechnet. Der Regen prasselte in Strömen von oben herab, durchnässte erbarungslos mein Gesicht und schlug heftig gegen die Kapuze meiner Karrimor-Jacke.

Die Ouse wand sich durch unser winziges Dorf wie eine Boa constrictor durch einen Sandkasten. Sie war pittoresk und hübsch, aber ein viel zu breiter Fluss für unsere kleine Ortschaft. In Bishoptown gab es zwei Pubs, ein Bed & Breakfast, eine Kirche, eine Schule und ungefähr vierhun-

dert Einwohner. Es war das zweitkleinste Dorf Englands und das kleinste in Yorkshire. Niemand zog aus Bishoptown weg, und niemand zog dorthin. Und wenn doch einmal ein Haus zum Verkauf stand, dann nur, weil jemand gestorben war.

Jeder kannte jeden. Wir wuchsen zusammen auf, lebten zusammen, zogen gemeinsam unsere Kinder groß. Als daher das Telefon klingelte und Amy Perry – eine der Grundschullehrerinnen, die auch eine alte Schulfreundin von mir war – mich bat, Aiden abzuholen, wusste ich, dass es dort schlimm stand. Denn ansonsten hätte Amy jedes einzelne Kind aus dem Dorf persönlich nach Hause gebracht. So sehr vertrauten wir einander.

Ich hatte gehört, wie der Regen gegen die Fenster trommelte, war aber wie so oft in meine eigene Welt versunken gewesen. Auf Facebook hatte ich mir Fotos von alten Schulfreundinnen angesehen, die zur Uni gegangen waren und seither durch die Welt reisten. Ich war vierundzwanzig. Ich hatte meinen Schulabschluss mit Aiden im Bauch gemacht und dann zusehen müssen, wie alle meine Freundinnen das Dorf verließen, um zu studieren. Ihnen stand die ganze Welt offen, während ich gezwungen war, zu Hause bei meinen Eltern zu bleiben. Ich hatte durch mein Schlafzimmerfenster die Bushaltestelle beobachtet – mit einer Hand an meinem gewölbten Bauch – und zugesehen, wie einige von ihnen zu neuen Ufern aufbrachen. Danach hatte ich mehr Zeit, als gut für mich war, damit zugebracht, meinen Freundinnen auf Facebook zu folgen und mir Bilder aus Thailand und Paris anzuschauen, während ich ein Baby wiegte oder es stillte.

Bei diesem Wetter konnte ich unmöglich das Auto nehmen, aber da von unserer kleinen Familie ich der Schule im Moment am nächsten war, beschloss ich, zu Fuß dorthin zu gehen. Rob, Aidens Vater, arbeitete auf einer Baustelle außerhalb von York, und auch meine Eltern übten einen Beruf aus und waren zu weit weg. Bei diesem Wetter konnten sie unmöglich kommen, um zu helfen, weshalb ich auch keinen von ihnen anrief. Ich dachte, das wäre nicht nötig. Bishoptown war, wie schon erwähnt, ein kleiner Ort, und zu Fuß würde ich nur zehn Minuten bis zur Schule brauchen. Allerdings befand sich dieses Gebäude auf der anderen Seite der Ouse, was mir ein klein wenig Sorge bereitete. Wenn der Regen tatsächlich so heftig war, wie in den Nachrichten angekündigt, könnte der Fluss leicht über die Ufer treten.

Ich stapfte die Straße entlang durchs Wasser, während mein Herz immer wieder einen heftigen Trommelwirbel gegen meine Rippen schlug. Mit gesenktem Kopf kämpfte ich gegen den schräg fallenden Regen an, der es mir schwer machte, die Augen offen zu halten. Ich umklammerte den Trageriemen meiner Tasche, die an meiner Schulter hing, obgleich meine Hände bereits kalt bis auf die Knochen waren.

»Emma!«

Die Stimme war durch das laute Prasseln des Regens auf dem Asphalt kaum zu hören. Ich drehte mich um und entdeckte meine Freundin Josie, die mir zuwinkte, während sie den Hügel herauf auf mich zugeeilt kam. Sie war Buchhalterin in einem Steuerbüro, in dem ich als Teilzeit-Sekretärin ebenfalls arbeitete. Als sie sich mir näherte, erschrak ich. Das Haar klebte ihr am Kopf, und das Make-up lief ihr

übers Gesicht. Sie hatte weder eine Jacke noch einen Schirm, und der enge Rock, den sie trug, war komplett durchweicht.

»Jo! Großer Gott, sieh zu, dass du ins Trockene kommst!«

»Emma, ich bin gerade über die Brücke gelaufen. Der Fluss tritt über die Ufer. Du musst zurück nach Hause.«

»Verdammt! Ich muss Aiden aus der Schule holen.«

»Er wird dort in Sicherheit sein«, entgegnete sie. »Aber falls der Fluss sich plötzlich Bahn bricht, wenn du in der Nähe der Brücke bist, könntest du ertrinken.« Mit einer Armbewegung gab sie mir zu verstehen, dass ich mit ihr kommen sollte, aber ich blieb, wo ich war.

»Ich muss Aiden holen«, sagte ich und schüttelte den Kopf. Die Schule lag zu nah am Fluss, als dass ich ein gutes Gefühl dabei gehabt hätte, meinen sechsjährigen Jungen dort zu lassen. Wenn der Regen bereits durchs Dach kam, musste das Gebäude in einem miserablen Zustand sein.

»Sei um Gottes willen vorsichtig! Ich habe gehört, sie schicken Hilfe, aber im Moment ist kaum jemand am Fluss. Keine Polizei oder so, und es sieht wirklich nicht gut aus, Em. Geht nicht wieder über die Brücke zurück, okay? Geht zum White Horse oder so. Dort bekommst du zumindest einen Chardonnay.« Josie bemühte sich um ein aufmunterndes Grinsen, das aber mehr zu einem nervösen Lächeln geriet. Sie war völlig aufgelöst, was so gar nicht ihrer Art entsprach.

»In Ordnung. Mach ich. Komm gut nach Hause. Wir sehen uns dann bei der Arbeit, wenn das verdammte Wetter sich wieder ein wenig beruhigt hat.« Ich lächelte ebenso nervös zurück und versuchte, das Schlangennest in meiner Magenröhre zu ignorieren. Als junger Mann war mein Vater

freiwilliger Helfer bei der Seenotrettung gewesen, und er sagte ständig: »Wenn es eine Sache gibt, mit der man niemals spaßen sollte, dann ist es das Meer.«

Und an diesem Tag war es tatsächlich, als hätte sich ein kleiner Teil brandenden Meeres nach Bishoptown verirrt. Als ich zur Brücke kam, verschlug es mir den Atem. Josie hatte recht. Die Ouse war kurz davor, über die Ufer zu treten. Der sonst so ruhige und gemächliche Fluss war unter der Brücke stark angeschwollen und donnerte gegen die steinernen Bögen. Wasser breitete sich bereits über die mit Gras bewachsenen Ufer aus und floss teilweise hügelabwärts in Richtung des Hauses meiner Eltern. Ich trat einen Schritt zurück und zog mein Handy aus der Tasche, um die Schule anzurufen. Aber dort ging niemand ans Telefon, was meine Sorgen nicht gerade milderte. Als Nächstes rief ich meinen Vater an.

»Emma, alles in Ordnung bei dir?«, fragte er. »Ich bin im Büro, und es regnet so stark, dass ich hier wahrscheinlich für längere Zeit festsitzen werde.«

»Versuch gar nicht erst, nach Hause zu kommen, Dad. Der Fluss könnte über die Ufer treten.« Mein Vater arbeitete als Ingenieur für eine Baufirma außerhalb von Bishoptown. »Ich geh gerade zur Schule und bleib bei Aiden, bis Hilfe kommt.«

»Emma ...«

»Mir geht's gut. Es ist nur ... Versuch nicht, nach Hause zu kommen, okay?«

»Emma, die Brücke ...«

Ängstlich blickte ich zur kurzen Steinbrücke. »Ich bin schon auf der anderen Seite«, log ich. »Ich geh gerade die Acker Lane hoch zur Schule.«

Er stieß einen erleichterten Seufzer aus. »Ich ruf deine Mum an und sag ihr, sie soll in der Praxis bleiben.«

»Okay. Ich liebe dich, Dad.«

»Ich dich auch, Kleines.«

Ich wusste, dass es dumm war, aber als ich das Gespräch beendete, hatte ich Tränen in den Augen. Die Uhr auf meinem Handy zeigte an, dass es zehn nach zwei war. Folglich hatte ich bereits für die Hälfte des Wegs zehn Minuten gebraucht. Ich musste mich beeilen, ich musste zu meinem Sohn. Die Höhe des Wassers versuchte ich zu ignorieren, als ich die Brücke betrat, und hoffte, meine raschen Schritte würden dieses Wagnis irgendwie weniger gefährlich machen.

Das Wasser stand auf der Brücke bereits knöcheltief, und ich vermochte nicht zu erkennen, ob es Regen war oder aus dem Fluss hochschwappte; vielleicht traf auch beides zu. Nur eines wusste ich mit absoluter Sicherheit: Ich musste mich beeilen. In dem Moment, als ich den letzten Schritt von der Brücke herunter machte, schlug eine Welle so hart gegen sie, dass sich unter meinen Füßen Steinbrocken lösten und in kleine Stücke zerbrachen. Dadurch geriet ich aus dem Gleichgewicht, stolperte nach vorn und verlor dabei mein Handy, das in den Fluss fiel. Ein eiskalter Wasserschwall traf mich von der Seite und presste mir die Luft aus den Lungen. Um ein Haar hätte er mich direkt in die tosenden Fluten gespült, aber ich stemmte mich ihm wie eine Krabbe mit einem seitlichen Ausfallschritt entgegen. Ich spürte, wie die Strömung an mir zerrte und mich mit sich ziehen wollte.

Glücklicherweise war das Ufer so aufgeweicht und mat-

schig, dass ich den Absatz meines Gummistiefels tief in den Boden rammen konnte, was mir genügend Halt gab, um mich nach vorn zu werfen. Ich krallte mich mit den Händen in den Boden und krabbelte aus dem Flussbett in Richtung Straße, wobei es mir den linken Gummistiefel glatt vom Fuß riss.

Von oben prasselte der Regen auf mich nieder, während ich keuchend und mit einer vom Fuß baumelnden Socke auf die Straße kletterte. Als ich schließlich ein Stück weit von der Brücke entfernt war, drehte ich mich um und konnte gerade noch sehen, wie mein Stiefel unter Wasser gezogen wurde. Ich war durchnässt bis auf die Haut und völlig außer Atem. Dieser Stiefel – das hätte auch ich sein können. Und wer hätte Aiden dann nach Hause gebracht? Aber nein, ich konnte ihn nicht nach Hause bringen, nicht über diesen Fluss. Ich würde mit ihm in der Schule bleiben müssen. Was war ich nur für eine Idiotin gewesen! Dass ich die Warnungen meines Vaters vor dem Wasser einfach in den Wind geschlagen hatte. Ich bekam einen dicken Kloß in meinem Hals und drehte dem Fluss den Rücken zu. Nur ein falscher Schritt, und ich wäre, wie die Brückensteine, mein Handy und mein Gummistiefel, den Fluten zum Opfer gefallen. Ein Fehltritt, und ich würde jetzt unter der Wasseroberfläche treiben und mein Haar sich um meinen Kopf herum nach allen Seiten ausbreiten – eine geisterhafte Wassernymphe, die nie wieder atmen könnte.

Eine weitere tote junge Frau. Eine Nummer in den Statistiken tragischer Flutopfer. Eine selbstsüchtige junge Frau, die ihren Vater angelogen und ihren Sechsjährigen ohne

Mutter zurückgelassen hatte. Kopfschüttelnd stapfte ich die Acker Lane hinauf, so wie ich es meinem Vater gesagt hatte. Sie führte noch ein gutes Stück am Fluss entlang, bevor sie links in die Straße zur Schule abbog, und von dort war es dann nur noch eine kleinere Wegstrecke bis zum Parkplatz der Bishoptown School. Das Wasser stand dort schon so hoch, dass es bei manchen Autos bis zur Mitte der Reifen reichte. Es bestand wohl kaum eine Chance, dass all die Leute, die mit dem Wagen hergekommen waren, es bis heute Abend noch nach Hause schaffen würden. Ich wandte mich wieder der Schule zu, in die auch ich als kleines Mädchen gegangen war. Dort hatte ich einst meinen Namen in die Fußbodenbretter der Aula geritzt, um Jamie Glover zu beeindrucken, einen Jungen, der mir später das Herz brechen sollte, als er in der Sekundarstufe Fiona Cater auf dem Rugbyfeld küsste. Inzwischen war es die Schule meines Sohnes. Nun war er an der Reihe, dort seine Spuren zu hinterlassen.

Das Schulhaus war ein kleines viktorianisches Gebäude im Stil einer bescheidenen Kirche, mit steilen Giebeln und altmodischen Bleiglasfenstern. Seine gotischen Elemente waren bei genauerer Betrachtung nicht zu übersehen.

Obwohl meine durchweichte Socke mir fast vom Fuß rutschte, rannte ich zum Eingang. Ich geriet ins Stolpern und wäre um ein Haar gegen eine Frau geprallt, die dort in der Tür stand. Als ich mich wieder aufrichtete, erkannte ich Mrs Fitzwilliam, die schon zu meiner Schulzeit Rektorin war. Sie schaute mich an und wurde augenblicklich ganz blass; ihr Blick huschte zu einem Punkt über meinem Kopf. Da war etwas in ihrem veränderten Gesichtsausdruck, bei

dem mir das Herz in die vollkommen durchnässte Hose rutschte.

»Was ist los?«, fragte ich.

Hinter Mrs Fitzwilliam floss ein Rinnsal aus Regenwasser die Wand hinunter. Als ich noch zur Schule gegangen war, hatten wir Kinder sie Mrs Fitz genannt. Sie war streng, aber gerecht, und wir hatten immer ein wenig Angst vor ihren roten Haaren, die inzwischen aber fast komplett grau waren. Als sie mir endlich in die Augen sah, war ihr sonst so strenger Blick auffällig milde, und beim Anblick der Tränen in ihren Augen setzte sofort der Trommelwirbel gegen meine Rippen wieder ein. Ich griff mir an die Brust und versuchte, mich zu beruhigen. Es fühlte sich so an, als hätte mein Herz mithilfe eines Defibrillators wieder zu schlagen begonnen.

»Ms Price ... Emma ... Es tut mir so leid.«

Ich bewegte mich ein kleines Stück nach vorn, woraufhin sie einen Schritt zurückwich und beide Hände hob, als wollte sie sich ergeben. An ihrem Gesicht ließ sich ablesen, wie furchterregend mein Anblick sein musste.

»Wir haben die Polizei gerufen. Sie wird bald hier sein.«

»Sagen Sie mir, was passiert ist!«, forderte ich sie auf.

»Aiden ist uns entwischt. Miss Perry war mit den Kindern in Raum 4 und hat sie durchgezählt. Wir haben alle Zweitklässler in dem Zimmer versammelt, weil das Dach dort nicht ganz so schlimm leckt, aber Aiden konnte den Raum irgendwie unbemerkt verlassen. Wir haben vergeblich das gesamte Grundstück nach ihm abgesucht und glauben inzwischen, dass er nicht mehr in der Schule ist.«

Ich krallte die Finger in die Brust, als ob diese klägliche Geste den stechenden Schmerz lindern könnte. »Aber warum hätte er denn weggehen sollen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Vielleicht war er einfach nur neugierig und wollte sich den Regen ansehen.«

Ich sackte in mich zusammen, klappte nach vorn wie ein geknicktes Blatt Papier. Natürlich war er neugierig. Aiden wollte schon immer alles ganz genau wissen. Er war ein Entdecker, kletterte auf die Bäume im Park, kraxelte über die Gatter von Kuhweiden, verkroch sich in den Mooren rund um Bishoptown im Heidekraut und spielte Verstecken im Wald. Ich hatte ihn in diesem Verhalten immer bestärkt. Ich wollte ein wildes, wagemutiges Kind. Und zwar um seinetwillen. Ich wollte, dass er zu einem starken Mann heranwächst, einem Mann mit Forscher- und Tatendrang. Mir war immer daran gelegen, meine eigene Abenteuerlust auf ihn zu übertragen.

Aber *das* hatte ich bestimmt nicht gewollt. Nie und nimmer war es mein Wunsch gewesen, dass er während der schlimmsten Überschwemmung seit über hundert Jahren einfach davonspazierte und sich unnötigen Gefahren aussetzte.

»Haben Sie das Schulgebäude durchsucht?«

»Wir suchen immer noch«, sagte sie.

»Ich werde dabei helfen.«

Den restlichen Tag erlebte ich wie ihm Nebel. Ich lief noch einmal in jedes einzelne Klassenzimmer, stolperte über Eimer unter undichten Stellen im Dach, riss Schranktüren auf und schrie immer wieder den Namen meines Sohnes, bis

ich den anderen Kindern Angst einjagte. Es war zwecklos. Aiden war nicht in der Schule. Ich suchte in jeder Ecke und jedem Winkel nach ihm, watete sogar über den Parkplatz und das Fußballfeld. Schließlich überredete mich Amy Perry, mich eine Weile hinzusetzen, und Mrs Fitzwilliam brachte mir einen heißen Kaffee.

Einige Stunden später tauchte dann auch die Polizei mit einer Rettungsmannschaft auf. Irgendjemand besorgte mir in all dem Durcheinander ein neues Paar Schuhe. Aiden wurde jedoch nicht gefunden. Die Verantwortlichen mussten sich um so vieles kümmern, und Polizei und Rettungsdienste waren hoffnungslos überlastet. Mein Junge blieb verschwunden.

Ob ich heute noch einen Groll hege wegen damals – gegen Rettungsmannschaften und Polizisten? Ob ich all die Eltern hasse, deren Kinder mit Booten und Helikoptern in Sicherheit gebracht wurden, nachdem unser kleines Dorf schließlich im schlammigen Herzblut der Ouse versunken war? Nein, das kann ich nicht. Und auch den Männern und Frauen, die alle unermüdlich gearbeitet haben, um den Lebenden zu helfen, kann ich nichts verübeln. Aber während ich das Geschehen um mich her beobachtete und zusah, wie die anderen Kinder ihren Eltern übergeben wurden, wie halb ertrunkene Dorfbewohner Decken und eine heiße Tasse Tee bekamen, wurde mir klar, dass ich mein Leben nun nicht mehr in der Hand hatte. An dem Tag, an dem ich Aiden verlor, verlor ich jegliche Kontrolle über mein Leben. Und ich sollte sie auch nicht so schnell wiedererlangen.

Schade um all die vertanen Möglichkeiten. Als ich im letzten Schuljahr mit Aiden schwanger wurde, bekam ich diesen Satz andauernd zu hören. Ich war gerade achtzehn geworden, als ich auf das schicksalhafte Stäbchen pinkelte, und hatte meine Bewerbungsunterlagen bereits an mehrere Universitäten geschickt – alles Hochschulen, bei denen ich davon ausging, dass sie mich für einen geisteswissenschaftlichen Studiengang zulassen würden. Mein damaliger Freund Rob hatte sich nicht an der Uni beworben. Seine akademische Karriere hing von Anfang an an einem seidenen Faden, und als ich ihm dann die Neuigkeit überbrachte, riss er endgültig.

Rob war nicht die Art von Freund, den man mit nach Hause brachte und seinen Eltern vorstellte. Mit fünfzehn spielte er in einer Band, mit sechzehn ließ er sich tätowieren, und mit siebzehn hatte er seine schulische Laufbahn mehr oder weniger beendet. Er war zwar noch bis zu seinem Abschluss an der Bishoptown School geblieben, doch wenn ich heute auf diese Zeit zurückblicke, frage ich mich, ob er sich dort nur deshalb noch aufgehalten hatte, weil er, mehr als alles andere, mit mir abhängen wollte. Wir waren ganz furchtbar ineinander verliebt, aber es handelte sich um eine junge Liebe, leidenschaftlich und gedankenlos, voller Dramen und Verfehlungen. Das größte Drama war natürlich meine Schwangerschaft, die eine Familienzusammenkunft der Prices und der Hartleys nach sich zog, bei der darüber

diskutiert wurde, wie mit diesem Gottesurteil umzugehen sei. An einem bestimmten Punkt der Debatte fragte ich mich allen Ernstes, ob man mich nun für neun Monate wegschicken und zwingen würde, das Baby irgendwo heimlich auf die Welt zu bringen. Plötzlich schien es mir, als befänden wir uns wieder im frühen zwanzigsten Jahrhundert und nicht Anfang des einundzwanzigsten.

Die Bewohner unseres kleinen Dorfes waren zwar ziemlich wohlhabend, dachten und fühlten jedoch wie die Leute vom Land. Meine Mutter war die Allgemeinärztin von Bishoptown, und Robs Eltern gehörten das einzige Bed & Breakfast in unserer Ortschaft und mehrere Ferienhäuser außerhalb von York. Vor Rob und mir hätte eine große Zukunft liegen können. Wir waren Kinder der Mittelschicht, deren Eltern hart gearbeitet hatten, um den Nachkommen eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Aber wir hatten darauf gepisst, so wie ich auf dieses Stäbchen.

Natürlich hätte ich auch abtreiben können. Ich hatte das sogar ernsthaft in Betracht gezogen, und meine Mutter hatte sich mit mir hingesetzt und mir den Vorgang ruhig und neutral beschrieben. Viele Mädchen in meiner Situation entschieden sich für diesen Weg, denn oft haben sie das Gefühl, dies sei das Beste für sie selbst. Die persönlich richtige Entscheidung fällt man letztendlich aus dem Bauch heraus, und die kleine Bohne, die ich auf dem Ultraschallbild gesehen hatte, weckte Zweifel in mir, ob da nicht etwas ganz Wunderbares in mir heranwuchs. Ich hatte eine Zauberbohne im Bauch und wollte wissen, wie sie sich entwickeln würde. Mag sein, dass meine Entscheidung auch ein klein wenig selbstüchtig war. Mag sein, dass dies auf alle Ent-

scheidungen zutrifft. Aber ich hatte einen Entschluss gefasst.

Für Aiden.

Und ich habe es nie bereut.

Nicht, als ich bei seiner Geburt dachte, er würde mich zerreißen; nicht, als er wie am Spieß schrie, anstatt zu schlafen; und auch nicht, als man drei Tage nach der Überschwemmung seine rote Jacke entdeckte – sah, wie sie auf der Ouse dahintrieb. Nein, ich habe meine Entscheidung niemals bereut. Nicht einmal dann, als ich meinen Sohn sieben lange Jahre nach der Überschwemmung schließlich offiziell für tot erklären ließ.

»Emma? Möchtest du vielleicht das hier als Nächstes öffnen?«

Ich blinzelte und fand mich im Lehrerzimmer wieder, wo ich auf einem der nicht sonderlich bequemen Stühle saß, die man um einen kleinen Couchtisch herum aufgestellt hatte. Links von mir befand sich die Wand mit den Postfächern der Lehrer, hinter mir eine kleine Küchennische mit einem mit Tassen und Teelöffel angefüllten Spülbecken und ein paar Schränken, in denen überwiegend alte Cornflakespackungen standen. Wie lange schon war ich in Gedanken an Aiden versunken? So, wie die anderen um mich herum zu mir schauten, hörte ich ihnen bereits seit geraumer Zeit nicht mehr zu.

»Aber natürlich! Tut mir leid, ich war in Gedanken gerade ganz woanders.« Ich strich mir eine herabhängende Haarsträhne hinters Ohr, lächelte und nahm mit gesenktem Kopf das Geschenk entgegen, das Amy mir entgegenstreckte.

Vor zehn Jahren, als Aiden bei der Überschwemmung ums Leben kam, hätte ich mir niemals vorstellen können, einmal ausgerechnet mit der Frau zusammenzuarbeiten, die damals zugelassen hatte, dass er aus der Schule weglief. Aber das Leben geht weiter, und Menschen entwickeln sich weiter. Trotz allem, was an jenem Tag passiert war, hatte ich Amy vergeben. Sie war während der Überschwemmung völlig überfordert gewesen, und als sie meinem Sohn den Rücken zudrehte, hatte der etwas getan, mit dem nicht zu rechnen gewesen war: Er hatte die Schule verlassen und war direkt hinunter zum Fluss gelaufen, wo er von der gefährlichen Strömung erfasst wurde und ertrank. Das waren die kalten, harten Fakten. Aber wann immer ich daran dachte, konnte ich spüren, wie ich mich innerlich von dieser Realität abkoppelte. Manchmal fragte ich mich sogar, ob ich mich nicht auch von Aidens Tod komplett abkoppelte. Glaubte ich wirklich, dass er tot war? Vielleicht lebte er ja irgendwo in den Mooren von Yorkshire, ein verwildertes Kind, das hin und wieder aus dem Heidekraut sprang und arglose Wanderer erschreckte, bevor es sich wieder in die Höhle trollte, in der es hauste.

Ich fuhr mit dem Daumennagel unter das durchsichtige Klebeband und öffnete vorsichtig das Geschenk auf meinem Schoß. Es hatte ein rosafarbenes Band und war in rosa Geschenkpapier mit hübschen Darstellungen von Vögeln und Blumen verpackt. Das Papier war dick und ließ sich schwer zerreißen. Amy hatte es bestimmt nicht auf die Schnelle beim Bishoptown-Hill-Kiosk besorgt. Um ein so schönes – und trendiges – Geschenkpapier zu kaufen, war sie bestimmt zu Paperchase oder Waterstones gegangen. Ich wi-

ckelte das Geschenk aus, und unter dem Vogelmuster kam eine Schachtel mit durchsichtigem Plastikdeckel zum Vorschein.

»Sie ist wunderschön«, hauchte ich, bemüht, die Tränen zurückzuhalten, die mir in die Augen traten.

»Gefällt sie dir?«, fragte Amy mit einem unsicheren Zittern in der Stimme. »Ich weiß, manche Mütter mögen keine typischen Mädchensachen für ihre Babys. Aber als ich die gesehen habe – und dass sie so wunderschön ist –, musste ich sie einfach kaufen.«

Wir beide blickten einander in die feuchten Augen. Ich kannte Amy, seit wir dreizehn oder vierzehn waren. Aber obwohl wir früher mit denselben Leuten abhingen, waren wir nicht besonders eng befreundet. Ich hätte sie nie angerufen, um samstagabends in einen Pub zu gehen oder einen Film anzuschauen. Amy war schon immer irgendwie unscheinbar gewesen. Dabei wäre sie ohne die langen Schneidezähne, die verhinderten, dass sich ihr Mund komplett schloss, eigentlich ganz hübsch. Durch ihr Verhalten erinnerte sie einen unwillkürlich an eine typische Bibliothekarin. Sie war etwas unbeholfen und den meisten Menschen gegenüber eher still und zurückhaltend. Ich wusste, dass Aidens Tod sie all die Jahre sehr belastet hatte, und als die mich lähmende Trauer dann langsam nachließ, empfand ich letztendlich sogar Mitleid für sie.

»Oh, die ist ja wunderhübsch«, gurrte Angela, die Klassenlehrerin der siebten.

»Reizend«, sagte Sumaira, die Englisch unterrichtete.

»Am liebsten wäre ich selbst wieder klein, um mir so eine kaufen zu können«, bemerkte Tricia, die stellvertretende Schulleiterin.

Ich sah hinunter zu der Puppe auf meinem Schoß und bemühte mich sehr, die Erinnerung an Aiden beiseitezudrängen. Denn ich wollte einmal, nur ein einziges Mal, an meine Zukunft denken.

Die letzten zehn Jahre waren hart gewesen, härter, als ich mir das Leben je vorgestellt hatte. Aber sie hatten auch nicht nur aus Kummer und Elend bestanden. Es hatte auch schöne Momente gegeben. Die Hochzeit mit Jake beispielsweise. Oder als ich erfuhr, dass ich schwanger von ihm war. Und das hier sollte wieder einer dieser glücklichen Momente sein, den ich unbedingt genießen wollte. Ich wollte in der Gegenwart leben. Also verdrängte ich Aiden aus meinem Kopf – wobei ich mich im Stillen bei ihm entschuldigte – und dachte an den Tag, an dem ich diese schöne Puppe meiner Tochter geben würde. Sie war aus Porzellan, hatte zarte rote Wangen und gewelltes braunes Haar, das ihr über die Schulter fiel. Und sie trug ein rosafarbenes Kleid aus Tüll. Der Saum war mit Gänseblümchen bestickt, und auf den Trägern saß ein kleiner Schmetterling.

»Sie ist toll, Amy, danke! Wo hast sie gefunden?«, fragte ich.

»Also, es gibt einen Onlineshop, der Puppen auf Bestellung anfertigt«, antwortete sie. »Sie bieten aber auch welche an, die schon fertiggestellt worden sind. Die hier ist eine davon gewesen. Ich habe mich sofort in sie verliebt. Ich musste sie einfach für dich kaufen.«

Ich legte die Puppe vorsichtig auf den kleinen Tisch, und zwar direkt neben eine überdimensionale Hochglanzkarte, an der sich eine Wäscheleine mit winzigen Babyklamotten befand. Dann beugte ich mich in meinem Stuhl etwas nach

vorne, um die Arme um Amy zu schlingen. Sie tätschelte mir den Rücken, wozu sie sich weit über meinen sich vorwölbenden Babybauch beugen musste.

»Ich wünschte, ich hätte im achten Monat auch einen so handlichen kleinen Bauch gehabt«, sagte Sumaira. »Meiner ging bis hier!« Sie deutete es mit den Armen an, und alle lachten.

»Dabei habe ich gerade ständig Angst, eines Morgens aufzuwachen und nicht mehr durch die Tür zu passen«, scherzte ich und lachte mit den anderen. Vor der Schwangerschaft hatte ich sehr viel Sport getrieben. Das Laufen hatte mir geholfen, meine Trauer zu verarbeiten, weshalb ich im Anfangsstadium der Schwangerschaft auch absolut fit war. Einen Teil dieser Fitness verspürte ich immer noch und fühlte mich keineswegs schwach oder zu schwer. Ich kämpfte zwar mit einigen der für Hochschwangere typischen Symptome wie geschwellenen Knöcheln und dem Drang, doppelt so oft zu pinkeln wie normal, aber von den schwangeren Walrössern, wie man sie immer wieder in TV-Komödien sah, war ich weit entfernt. Außerdem war ich bei der Arbeit noch kein einziges Mal unvermittelt in Tränen ausgebrochen und hatte in den letzten acht Monaten auch nie Heißhunger auf saure Gurken.

»Wir werden dich hier vermissen, Mrs Price-Hewitt«, sagte Tricia und zog mich in ihre Arme.

»Und ich werde euch vermissen. Gewöhnt euch bloß nicht zu sehr an meine Vertretung. Ich werde in Nullkommanichts wieder hier sein.«

»Lass dir Zeit«, riet mir Angela. »Du solltest nichts überstürzen und deine Tage mit dem Baby genießen.«

Ich nickte und ließ ihre Worte auf mich wirken. Keine von ihnen hatte Aiden erwähnt. Keine war darauf eingegangen, dass dies mein zweites Kind war. Ich biss mir auf die Lippe und kämpfte gegen die Schuldgefühle an, die mich zu überwältigen drohten.

»Jake wartet sicher schon auf mich.« Ich stand ein bisschen zu schnell auf und spürte, wie mir das Blut in den Kopf schoss. Meine Gelenke schmerzten ein wenig, aber die Freundlichkeit meiner Kolleginnen gab mir neue Energie. Ich fühlte mich stark genug, der Welt entgegenzutreten, und war bereit für die kommende Herausforderung. Insbesondere, da ich wusste, dass ich von Jake auf dem Parkplatz erwartet wurde. Er war mein Fels in der Brandung gewesen, als es mir damals so schlecht ging. Er war da gewesen, um mich aufzufangen, wenn ich wieder einmal abstürzte. Und ich hatte wirklich oft Abstürze erlebt. Nach Aidens Tod war ich in ein tiefes dunkles Loch gefallen.

»Ruf uns an, wenn die Kleine da ist. Wir wollen sie alle kennenlernen«, sagte Amy. Sie biss sich auf die Lippe, und ich konnte sehen, dass ihre Gedanken um meinen toten Jungen kreisten – den Jungen, der von ihr fortgelaufen und nie wieder zurückgekommen war.

»Ja, komm mit dem Baby vorbei. Ich habe seit Ewigkeiten kein Neugeborenes mehr geknuddelt. Mein Oliver ist jetzt schon drei. Kaum zu fassen«, sagte Tricia, und bei dem Gedanken an ihren Enkel wurden ihre Augen feucht.

»Natürlich«, entgegnete ich. »Ich kann es kaum erwarten, sie euch allen vorzustellen.«

Ich packte die Karten und Geschenke in eine Plastiktüte und nahm den großen Strauß Rosen vom Tisch, von dessen

Hülle jemand vorsichtig das Preisschild abgekratzt hatte. Mittlerweile standen alle etwas unbeholfen in der Nähe der Tür, und zum ersten Mal erkannte ich ein gewisses Zögern in ihren Gesichtern. Sie wirkten nachdenklich, und ich wusste, woran alle dachten.

Amy wischte sich die Tränen von den Wangen. Auch wenn wir Aiden nicht erwähnt hatten – uns alle womöglich unterbewusst dazu entschieden hatten, seinen Namen nicht auszusprechen, während wir das neue Baby feierten –, war er uns ganz nah. So nah, dass ich ihn fast sehen konnte, wie er dort im Schatten der Postfächer neben dem Ecktisch stand. Aiden war in Amys Tränen und in Sumairas verständnisvollem Lächeln. Er war in meinem Herzen, schwamm in meinem Blut, war eingebrannt in meine DNA und jedes Atom, das mich ausmachte.

Ich verabschiedete mich, ging die Treppen hinunter und dann hinaus auf den Parkplatz. Es war derselbe Parkplatz, über den ich an jenem schrecklichen Tag gerannt war. Damals, als der Gummistiefel an dem einen Fuß durchs Regenwasser gepatscht war, während am anderen die Socke gerade noch so an meinen Zehen geblieben hatte. Ich entdeckte den silbernen Audi und Jakes lächelndes Gesicht hinter dem Lenkrad.

»Wie war's?«, wollte er wissen, während ich meine Geschenke und die Blumen auf dem Rücksitz verstaute. Ich dachte daran, dass wir den Babysitz bald in Schuss bringen mussten. Es waren nur noch drei Wochen bis zum errechneten Geburtstermin, und es gab noch eine Menge zu tun.

»Gut. Du solltest mal die fantastische Puppe sehen, die Amy für Knubbel gekauft hat.«

Jake runzelte die Stirn. »Du siehst erschöpft aus. Eigentlich wollte ich vorschlagen, irgendwohin zum Essen zu gehen und zu feiern. Aber du brauchst wohl eher ein warmes Bad und eine Mütze voll Schlaf. Sollen wir stattdessen etwas aus dem Da Vinci kommen lassen?«

Ich lehnte mich über den Schaltknüppel und drückte ihm einen feuchten Schmatz auf die Wange. »Klingt großartig.«

Als wir vom Parkplatz fuhren, konnte ich nicht anders, als mich noch einmal umzudrehen und einen letzten Blick auf das Schulgebäude zu werfen. Ich arbeitete dort bereits seit fünf Jahren und hätte den Anblick des alten viktorianischen Gebäudes eigentlich gewohnt sein müssen. Dennoch brachte er die alten Gefühle jedes Mal wieder an die Oberfläche. Das Baby versetzte mir einen Tritt. Ich griff mir an den Bauch, woraufhin ich einen zweiten Tritt bekam.

Ja, ich weiß, dass du da bist. Keine Sorge, in meinem Herzen ist auch für dich Platz.